



Helga
Hegewisch

Die
Totenwäscherin

Roman

EDEL
ELEMENTS

über dem Altar, und sie habe auch ganz demütig getan und ihrer Schwiegermutter beide Hände geküßt, doch habe sie andererseits nicht die geringste Scham an den Tag gelegt und ihren Sechsmontatsbauch so siegreich vorgestreckt, als sei das Kind darin, nämlich der spätere Graf Christian-Carl, dem Jesuskind vergleichbar und ganz sicher nichts, dessen man sich schämen müßte. Und über Sophias Kopf sei während der Trauung ein zarter Engel geflogen, einer mit traurigen Augen, als Vorbote ihres frühen Todes. Unter dem Schleier jedoch, im Rücken der Braut, habe ein häßliches verschmitztes Teufelchen gesessen und unanständige Gesten gemacht.

Ob man den Teufel denn auch tatsächlich gesehen habe, mit Pferdefuß und Hörnern und allem drum und dran?

Nicht so ganz genau, weil ja der Schleier darüber hing, aber dagesessen habe er, das sagten alle, die während der Hochzeit in der Kirche gewesen seien, zum Beispiel die alte Thea Menken, die nämlich am gleichen Tag geheiratet habe und die darum in der ersten Bankreihe habe sitzen dürfen. Und was Thea dann noch gesehen habe, zweifelsfrei: Der kleine Teufel habe heimlich auf den Ring gespuckt, den die Braut dem Grafen Rudolph angesteckt habe.

Warum denn das?

Damit er am Finger des Grafen kleben bliebe auf immer und ewig.

Für zwei, die sich vor Gott zusammentun, könne wohl das Immer-und-Ewig kein Teufelswerk sein?

Könne es doch, nämlich weil Treue nur verlangt würde, »bis daß der Tod euch scheidet«. Danach müsse der Übriggebliebene wieder frei sein, um weiterzuleben. Graf Rudolph jedoch habe sich nie befreien können, so sehr er auch gegen seine Erinnerung und das alte Treueversprechen gewütet habe, der Teufel habe ihm nämlich nicht nur auf die Hand gespuckt, er sei ihm später auch in die Seele gefahren und in den Leib. Und je älter der Graf Rudolph geworden sei, um so größer und mächtiger sei auch der Teufel geworden und habe schließlich den Grafen ganz und gar ausgefüllt.

Aber anfangs, da sei das Teufelchen noch recht umgänglich gewesen, wohlgezähmt von der schönen Sophia, die ihn, obgleich er doch ziemlich häßlich gewesen sei und umgeben von diesem typischen Teufelsgestank, oftmals geherzt und geküßt habe und gehalten wie ein Schoßhündchen. Ach, und es sei so viel gelacht worden während der Jahre ihrer kurzen Ehe, und Sophia habe viele Feste gefeiert und feines Porzellan angeschafft und geschliffene Gläser und französische Möbel und jeden Monat ein neues Kleid. Recht und vernünftig sei das natürlich nicht gewesen, weil sich die Siggelowschen dafür hätten verschulden müssen, aber Recht und Vernunft seien überhaupt nicht ins Spiel gekommen, weil nämlich alle Menschen im Schloß der schönen Sophia verfallen gewesen seien, ihr und ihrem Teufelchen. Sogar das alte Grafenpaar habe nichts gegen die Verschwendungssucht der Schwiegertochter unternommen, und das Gesinde im Schloß und die Büdner und Häusler hätten klaglos die Nächte durchgearbeitet, um wenigstens einen Teil des hinausgeworfenen Geldes wieder einzubringen.

Und dann sei das erste Kind geboren worden, Christian-Carl, den man später im Dorf respektlos den Saufgrafen nennen würde. Und wer nun etwa gemeint hätte, daß Sophia zur Ruhe kommen würde und sich mütterlich gebärden müßte und würdig wie eine rechte

Schloßherrin, der sollte sich sehr geirrt haben. Ihre Lebenslust sei immer heftiger geworden und ihre Scham immer geringer, und sie und Graf Rudolph hätten beim Mondschein nackt im See gebadet, und die Tür zu ihrem Schlafgemach sei auch tagsüber oft verriegelt gewesen, und dahinter habe man sie juchzen und lachen und stöhnen gehört. Dennoch: Schamlosigkeit und Verschwendungssucht und Lebensgier beiseite, das sonst so düstere Schloß Gebbin habe während der drei Jahre von innen her geleuchtet wie ein ausgehöhlter Kürbis mit einer Kerze darin.

Und inzwischen sei das Teufelchen herangewachsen, und der kleine Engel, den man anfangs noch manchmal ganz munter im Haus habe herumflattern sehen, der sei immer schwächer und zarter und durchsichtiger geworden. Der Teufel habe sein übermütiges Spiel mit dem Engel getrieben und habe ihm schließlich die Flügel ausgerissen, worauf der Engel abgestürzt sei und sich noch im Sturz aufgelöst habe und unsichtbar geworden sei wie ein vergehender Seufzer.

Und das sei genau an dem Tag geschehen, als die Gräfin Sophia ihren zweiten Sohn zur Welt gebracht habe. Dieser zweite Sohn, Graf Conrad, der sei ganz riesengroß gewesen und mindestens so stark wie ein junges Kalb, und er habe sich so ungestüm in diese Welt gedrängt, daß seine Mutter dabei zerrissen und verblutet sei. Ja, so habe sich alles abgespielt, und danach sei das Licht im Schloß erloschen. Der Teufel habe sich des Grafen Rudolph bemächtigt, das Gut sei mehr und mehr geschrumpft unter der Last der Schulden, das alte Grafenpaar habe sich zurückgezogen, um dem verteufelten Sohn das Regiment zu überlassen, die Donner-Maria, des Grafen Rudolph unverheiratete Schwester, sei ins Schloß gekommen, in dem sie von nun an mit harter Hand die häuslichen Belange geregelt habe. Die beiden Knaben jedoch, Christian-Carl und Conrad, seien ungeliebt herangewachsen.

Die junge Barbara, das Kind der Magdalena Winkelmann, schweigsam zwar, aber gewiß nicht taub, liebte diese alten Geschichten.

Mit mehr Gesten als Worten und mit dem Blick ihrer ungewöhnlich dunklen Augen versuchte sie die Überlebenden dieser vergangenen Tage auszuhorchen. Dabei gewöhnte sie sich daran, in den Bewohnern des Schlosses, auch den heutigen, keine wirklichen Menschen zu sehen, eher ferne Sagengestalten wie jene, von denen ihr Vater, der Lehrer Franz Winkelmann, in der Schule erzählte: Etwa dem geizigen Bäcker von Parchim, der Alten mit der eisernen Elle oder den unverweslichen Edelmann von Greven. In Franz Winkelmanns lehrhaften Legenden gab es immer einen vernünftigen, gerechten Schluß, die Bösen wurden bestraft, die Guten belohnt. Also würde Entsprechendes auch mit den Schloßbewohnern geschehen, so daß man sich nicht unnötig zu besorgen brauchte. Und gar so gefährlich schien der vom Teufel besessene, inzwischen sehr alte Graf Rudolph nun auch wieder nicht zu sein. Jedenfalls war Barbara ihm einmal auf dem Friedhof begegnet, da hatte er neben dem großen Stein mit dem Marmorengel gekniet, und ihm waren die Tränen über das alte Gesicht gelaufen. Barbara hatte sich gewaltig erschreckt und wollte rasch auf und davon, aber er hatte sie zu sich gerufen und gesagt, sie solle ihm aufhelfen. Das hatte sie getan, und als er wieder stand, hatte er ihre Hand noch einen Moment festgehalten.

»Wessen Kind?« hatte er gefragt.

»Das von der Toten-Lena und von Franz Winkelmann«, hatte sie geflüstert.

»Soso, von der Lena. Übers Jahr wird sie mich dann herrichten können, sag ihr das.«

»Ich werd's ihr sagen.«

»Und sonst sagst du gar nichts. Vor allem nicht, daß du mich hast knien sehen. Der alte Siggelower kniet nämlich nicht.«

»Nein, der kniet nicht.«

»Ist doch vom Teufel besessen!«

Ihre kleine dünne Hand hatte in der seinen gezittert, und dann hatte er so fest zugedrückt, daß sie nicht einmal mehr zittern konnte.

»Wie alt?« hatte er gefragt.

»Im November dreizehn.«

»Siehst nicht aus wie die Lena.«

»Ich komm nach dem Vater.«

Da hatte er grob gelacht und gebrummt: »Nach welchem Vater?«

Bevor Barbara noch hatte antworten können, war er dann davongestapft.

Der Mutter gegenüber hatte sie später nicht nur das Knien, sondern die ganze Begegnung verschwiegen. Wahrscheinlich hätte es sonst nur wieder eine Ohrfeige gesetzt.

Die Großeltern Kathrine und Johannes, Magdalenas Vater und Mutter, hatte Graf Rudolph, damals in der Franzosenzeit, fortjagen wollen aus Gebbin, weil zu viele hungrige Mäuler von dem verarmten Siggelowschen Gut fressen wollten. Doch dann wurde das Kind Magdalena geboren, unehelich in der Häuslerkate ihrer Eltern, eine Schande, und weil sie nicht gehen wollten, denn sie wußten ja nicht, wohin, hatte man gedroht, Kathrine ins Arbeitshaus in Güstrow zu stecken und Johannes zu den Napoleonischen Soldaten, mit denen er hätte gen Rußland ziehen müssen, wo er entweder im Morast erstickt oder im Schnee erfroren wäre. Dazu ist es dann aber nicht gekommen, weil Kathrine in ihrer Not sich dem Teufel ergeben hatte.

Dem Teufel? Wo und wie und welchem Teufel?

Darauf hat Magdalena nie antworten wollen, und wenn Barbara zu sehr nachbohrte, dann lief sie nur wieder Gefahr, sich eine Ohrfeige einzuhandeln.

Doch gab es ja auch noch andere Zeugen in Gebbin und Badekow und Rahden, allerdings waren die meisten, wenn es um die Siggelowschen Teufeleien ging, ziemlich vorsichtig. Das Leben war so schon schwer genug, wozu noch weitere Bürden riskieren, indem man sich gegen die Mächtigen stellte. Aber manche redeten dennoch, sei es aus Klatschsucht oder aus Angeberei oder weil sie sich durch diese oder jene Sonderstellung herausgehoben und abgesichert wähnten. Eine davon war Thea Menken, die Küstersfrau. Die war im gleichen Jahr geboren wie Graf Rudolph, war auch im gleichen Jahr zur Konfirmation gegangen und hatte den Küster Friedrich Menken, der damals bereits Witwer und schon über vierzig war, im gleichen Jahr geheiratet wie Graf Rudolph seine Sophia, nämlich im Jahr 1800. Und weil, wie sie selber sagte, die Übereinstimmung, wenn sie mal so richtig in Schwung gekommen ist, meist nur sehr schwer zu bremsen sei, hat es dem himmlischen Herrn schließlich auch gefallen, sie im gleichen Jahr wie den Grafen Rudolph zu verwitwen. Danach war dann aber Schluß damit.

Thea Menken also fühlte sich sowohl durch die schicksalhafte Übereinstimmung mit Rudolph von Siggelow-Gebbin wie auch durch ihr Aufgehobensein in der Kirche – »was für den Grafen sein Schloß, ist für mich der Schoß der Kirche, und auf die Dauer ist mein Aufenthaltsort gewiß sicherer als der seine« – hinreichend geschützt, so daß sie sich jede Art Gerede über die Gutsherrenfamilie leisten zu können meinte.

Nach dem Tod ihres Mannes übernahm Thea Menken die Küsterdienste, und sie war's zufrieden, zumal sie durch ihre Position im kirchlichen Schoß auch noch über ein paar andere Einnahmequellen verfügte. Zum Beispiel verkaufte sie ihre Gebete, wenn jemand ganz dringend Gottes Gnade benötigte. Dann konnte man sie stundenlang in der Kirche vor dem Altar knien sehen, das Gesicht mit jenseitigem Ausdruck dem Kreuz zugewandt, und in besonders schwierigen Fällen kniete sie sogar auf Kieselsteinen.

Viele Dörfler schworen auf Theas magische Kräfte, und besonders in harten Zeiten hatte sie gut zu tun. Zu ihr kamen die Liebenden und die Leidenden ebenso wie die Verwirrten, Ängstlichen und sogar die Rachsüchtigen. Moralische Bewertungen gab es bei Thea nicht, sie verkaufte ihr Ohr und ihre Gebete vorurteilslos und konnte für ein kleines Aufgeld auch innigst um eine böse Krätze beten oder um die Schweinepest oder sogar um einen Blitzschlag. Sie erfuhr viel und konnte dadurch auch einiges bewirken.

Pastor Sägebrecht und später auch dessen Nachfolger, Pastor Wiechert, hatten die Betgeschäfte unterbinden wollen, das sei ja direkt katholisch und abergläubisch und also grundsätzlich verboten, worauf Thea Menken nur geantwortet hatte, sie ließe sich ihre gute Beziehung zu Gott dem Herrn von niemandem madig machen, auch nicht vom Pastor, für den sie zu den üblichen Küsteraufgaben auch noch jeden Tag ein freies Extragebet verrichte.

Als Magdalenas Tochter Barbara heranwuchs und die Mutter sich in vielen Fällen weigerte, die kindliche Neugier zu befriedigen, schloß das Mädchen sich mehr und mehr an Thea Menken an. Und Thea, die selbst nie Kinder gehabt hatte, ließ sich die Nähe der merkwürdigen schwarzhhaarigen Barbara gern gefallen, zumal diese ihr bei der Arbeit in der Kirche und dem Küstergarten zur Hand ging.

Ihre Erkundungen betrieb Barbara meist per Umweg. Sie begann ganz einfach irgendwo und vertraute darauf, daß der Fluß der Unterhaltung sie schon zu einem lohnenden Ufer tragen würde.

»Mein Vater ist tot«, sagte Barbara.

»Das kannst wohl glauben«, bestätigte Thea Menken, »wer und was dein Vater auch gewesen sein mag, tot ist er jedenfalls.«

»Der war auch sehr geizig.«

»War er.«

»Hat mich aber nie geschlagen.«

»Hat er nicht.«

»Hat meine Mutter auch nicht geschlagen.«

»Warum auch möchte ein guter Mann seine gute Frau schlagen?«

»Hab ich aber neulich gesehen, wie der Häusler Steinen seine Frau verdroschen hat.«

»Ist ja auch keine gute Frau, die Frieda Steinen, macht jedem hergelaufenen

Landstreicher schöne Augen, hat den Teufel im Leib.«

Voller Ausdauer putzte Barbara den Steinfußboden in der Kirche vor und hinter dem Altar. Thea Menken saß auf der ersten Bank und sah ihr zu.

»Und Gräfin Sophia, die hat auch einen Teufel gehabt?«

»Hat sie, einen kleinen.«

»Und der ist nach ihrem Tod in den Grafen Rudolph gefahren?«

»Ist er.«

»Und ist größer und größer geworden?«

»Stimmt.«

»Meine Mutter sagt, die Kathrine, die hat sich dem Teufel ergeben.«

»Deine Mutter soll sich in dieser Frage lieber zurückhalten und sich an ihren eigenen Teufel erinnern.«

Mutters eigener Teufel? Das war nun wieder so ein Geschichtenanfang, der Barbara mit großer Neugier erfüllte.

»Mutters Teufel?« fragte sie. »Erzähl mir von ihm, nur du, du redest drüber«, sagte Barbara hoffnungsvoll.

Doch da rutschte Thea Menken von der Kirchenbank, richtete sich auf in ihren Holzpantinen und strich die Schürze glatt. »Nein, das tu ich nicht. Lang kann's nicht mehr dauern, da wird die Magdalena auch mich herrichten müssen. Und dann könnt sie weiß Gott was in mein Gesicht hineinschreiben.«

Einmal saß Barbara in ihrem Fliederbuschversteck und träumte. Sie sah die schöne Sophia, die sich im Schloß mit ihrem kleinen, häßlichen Teufel vergnügte. Und sie sah ihre Mutter Magdalena, die auch einen Teufel hatte, einen strahlend schönen, großen. Was machte sie mit dem?

Barbara verließ ihr Fliederbuschversteck und lief hinüber zur Kirche. Dort kniete Thea Menken auf Kieselsteinen vor dem Altar. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt, denn das Rheuma plagte sie und machte diese Art von verschärftem Gebet nun endgültig zur Qual.

»Für wen betst denn heut?« fragte Barbara.

»Für die schöne Sophia. Die ist die einzige, für die ich's noch tu.«

»Ist doch seit fünfzig Jahren tot!« wunderte sich das Mädchen.

»Na und? Ist geliebt immer noch. Könnt ja sein, sie hockt im Fegefeuer, muß rausgebetet werden. Er zahlt einen guten Preis.«

»Graf Rudolph?«

»Wer sonst? Zweimal im Jahr, am Hochzeits- und am Todestag. Und räum mir nur ja nicht die Steine beiseit, er kommt nachher und kontrolliert. Auch, daß ich die scharfkantigen genommen habe und nicht die glatten runden. Wenn nicht alles so ist, wie gewünscht, gibt es kein Geld.«

»Ich will früh sterben«, beschloß Barbara.

»Warum?«

»Totsein ist leichter.«

Thea schnitt eine Grimasse. »Bist eben doch blöd. Und nun verzieh dich, der Graf wird bald hier sein. Er kann es nicht leiden, wenn man ihn in der Kirche sieht.«